

Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger/  
Martin Teising (Hrsg.)

# Männliche Identität

Psychoanalytische Erkundungen



---

Brandes & Apsel

*Frank Dammasch  
Hans-Geert Metzger  
Martin Teising (Hrsg.)*

*Männliche Identität*



Nach dem Tode des ödipalen Denkers und Vaters der Psychoanalyse Sigmund Freud standen die Mutter und die Mutter-Kind-Dyade und die weibliche Identitätsentwicklung im Zentrum der psychoanalytischen Konzeptentwicklung. Weitgehend auf der Strecke blieb dabei die klinische und empirische Erforschung der männlichen Entwicklung.

Zwar können wir aus sozialpsychologischer Perspektive den Wandel der sozialen Verhältnisse mit seiner schleichenden Feminisierung und phallischen Desorientierung innerhalb und außerhalb der Familie und den Wandel der Bildungsverhältnisse mit dem wachsenden Zwang zur angepassten Selbstoptimierung für die Probleme der Männer mitverantwortlich machen. Aber aus einer tiefgehenden Perspektive der Subjektentwicklung ist zu fragen, warum Männer offensichtlich so defensiv, wenig flexibel und veränderungsresistent reagieren.

*Die Herausgeber:*

*Frank Dammasch*, Prof. Dr., Dipl. Soz. und Dipl. Päd., analytischer Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut, Kontrollanalytiker, Supervisor, Hochschullehrer an der Fachhochschule Frankfurt a. M. Autor und Herausgeber zahlreicher Fachartikel und -bücher. Bei Brandes & Apsel zuletzt: *Jungen in der Krise* (2008).

*Hans-Geert Metzger*, Dr. phil., Dipl. Psych., Psychoanalytiker (DPV) in eigener Praxis in Frankfurt. Lehrtätigkeit an der Universität Frankfurt und in der psychotherapeutischen Ausbildung. Veröffentlichungen u. a. zur Bedeutung des Vaters. Zuletzt bei Brandes & Apsel: *Psychoanalyse des Vaters* (2008).

*Martin Teising*, Prof. Dr. phil., Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Facharzt für Psychosomatische Medizin, Psychoanalytiker, Lehranalytiker der DPV/IPA. Lehrt am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Fachhochschule Frankfurt a. M. Wissenschaftliche Arbeiten zu Suizidalität und Narzissmus im Alter.

Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger  
Martin Teising (Hrsg.)

# Männliche Identität

## Psychoanalytische Erkundungen

Beiträge von Josef Christian Aigner,  
Heribert Blaß, Frank Dammasch,  
Michael Diamond, Nils Döllner,  
Ralph Greenson, Eike Hinze, Hans Hopf,  
Hans-Geert Metzger, Ilka Quindeau,  
Martin Teising, Mirjam Weisenburger

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen  
im Internet unter: [www.brandes-apsel-verlag.de](http://www.brandes-apsel-verlag.de)  
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,  
senden Sie uns eine E-Mail an: [info@brandes-apsel-verlag.de](mailto:info@brandes-apsel-verlag.de)  
oder eine Postkarte an:  
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22, 60385 Frankfurt a. M., Germany

1. Auflage 2015 (E-Book)

1. Auflage 2009 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und  
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen  
Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der  
Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung  
durch Dritte.

Umschlaggestaltung: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag,  
Frankfurt am Main

DTP: Caroline Ebinger, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-95558-112-0 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-598-3 (gedrucktes Buch)

# INHALT

<i>Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger/Martin Teising</i> Männliche Identität	7
<i>Frank Dammasch</i> Die Angst des Jungen vor der Weiblichkeit Gedanken zu den Klippen männlicher Identitätsentwicklung	15
<i>Hans Hopf</i> Philobatische Tendenzen bei Jungen Mögliche Ursachen und die Folgen	33
<i>Josef Christian Aigner</i> »Public Fathers« Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation)	53
<i>Heribert Blaß</i> »Sag mir, wo die Männer sind« Überlegungen zur veränderten Geschlechterverteilung in sozialen Berufen und insbesondere in der psycho- analytischen Ausbildung	65
<i>Hans-Geert Metzger</i> Der Übergang vom Mann zum Vater und die Phantasie der Unsterblichkeit	81
<i>Eike Hinze</i> Der Wandel männlicher Identitäten in neuerer Zeit – der Einfluss der Zeitgeschichte	91

<i>Martin Teising</i> Der Konflikt zwischen Laios und Ödipus Männliche Identität im Prozess des Alterns in Übertragung und Gegenübertragung	99
<i>Nils Döller/Mirjam Weisenburger</i> Männlichkeitsentwicklung zwischen konstruktiver und destruktiver Aggression Annäherung an psychoanalytische Theorien	109
<i>Ilka Quindeau</i> Ein integratives Konzept von Männlichkeit	131
<i>Ralph R. Greenson</i> Die Beendigung der Identifizierung mit der Mutter und ihre besondere Bedeutung für den Jungen	151
<i>Michael J. Diamond</i> Das Unbehagen an der Männlichkeit Die Internalisierung und Anerkennung der »Mutter« im Mann – ein wesentlicher Schritt in der Entwicklung einer gesunden männlichen Geschlechtsidentität	161
Die Autorinnen und Autoren	200

## MÄNNLICHE IDENTITÄT

**M**ännlichkeit ist in die Krise geraten. Die Anzeichen mehren sich, dass nach langer patriarchaler Vormachtsstellung die Entwicklung von Männlichkeit in der modernen Gesellschaft zu einer schwierigen Angelegenheit geworden ist. Galt lange Zeit der Mann als das starke und die Frau als das schwache Geschlecht, so haben die Frauenbewegung und der Feminismus zu einem Paradigmenwechsel geführt. Frauenbeauftragte und Genderforschungsbereiche übernahmen die Dominanz der Gestaltung des Geschlechterdiskurses. Die Erforschung von Männlichkeit wurde zu einem randständigen Thema. Entsprechend findet man in den psychologischen Bibliotheken und in den Fachzeitschriften eine kaum zu überblickende Anzahl von Veröffentlichungen zur weiblichen Entwicklung, aber nur ganz wenige Beiträge zur männlichen Entwicklung.

Gleichzeitig mit der feministischen Dominanz in der Geschlechterforschung änderten sich auch die pädagogischen Ziele in den Bildungsinstitutionen. Geschlechtersensible Erziehung und das Verändern von Rollenklischees sind in pädagogisches Handeln umgesetzte Werte weiblich dominierter Erziehung geworden. Wenig beachtet wurde dabei, dass Mädchen sich gerne aktiv auch traditionell männlichen Handlungsfeldern annähern, Jungen dagegen sich den Bemühungen um ihre stärkere Verweiblichung widersetzen. Im jungen Erwachsenenalter wollen sich kaum noch junge Männer in Berufen ausbilden lassen, die mit traditionell der Frau zugeschriebenen Werten zu tun haben. Die Berufsbilder, die auf Beziehungsarbeit fußen wie Pädagogik, Soziale Arbeit, Psychologie und zunehmend auch die Medizin, ziehen immer weniger männliche Interessenten an. Die Ausbildungskandidaten der Psychotherapie – eine ehemals männliche Domäne – sind 80% weiblichen Geschlechts. Es scheint sich eine deutlichere Geschlechterselektion zwischen Beziehungsberufen auf der einen Seite und technischen und ökonomisch orientierten Berufen auf der anderen Seite auszuprägen.

Auch das immer wieder politisch erwünschte Interesse der Männer an



der häuslichen Beziehungsarbeit mit ihren kleinen Kindern lässt außerhalb privilegierter akademischer Gruppen weiterhin zu wünschen übrig. Die kleinen Kinder werden zuhause und in Krippen und Kindergärten fast ausschließlich von Frauen betreut und erzogen. Die Grundschulen weisen mit dramatisch fallender Tendenz nur noch einen geringen Anteil männlicher Lehrer auf. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Junge bis zum 10. Lebensjahr außerhalb der Familie mit einem »sozialen Vater« in Kontakt kommt, ist in den letzten Jahren erheblich gesunken. Dies scheint besonders folgenreich für Jungen, die auch in ihrer Familie keine intensive Erfahrung mit männlichen Bezugspersonen machen können. Männliche Ausdrucksformen der Aggressivität wollen im intensiven Kontakt mit zugewandten Männern erfahren und erprobt werden. Das Fehlen dieser Erfahrung, die mehr beinhaltet, als das weibliche Verbot von Spielzeugschwertern und -pistolen in Kindergärten und Grundschulen, kann nicht ohne Folgen auf die Entwicklung der Jungen bleiben. Die weibliche Dominanz bei gleichzeitigem Mangel an Väterlichkeit und Männlichkeit in Familie und Kultur beeinflusst die männliche Identitätsentwicklung.

Welche Aspekte könnten beim Rückzug der Männer aus der Beziehungsarbeit eine Rolle spielen?

Spezifische Wünsche und Beziehungsentwürfe von Jungen finden keine ausreichend positive Anerkennung und Formung. Dies ist auch eine Folge der feministischen und soziologischen Vorstellung, Geschlechtstypik basiere nur auf sozialer Konstruktion und Konditionierung. Der Optimierungsdruck der kapitalistischen Moderne auf die frühkindliche Bildung macht Jungen mit ihren typisch rivalisierenden und aggressivierenden Verhaltensweisen zu Störern. Auch junge Männer mit Interesse an Beziehungsberufen, die ihre Andersartigkeit behaupten wollen, geraten in weiblich dominierten Bereichen unter Integrationsdruck und weichen schon prophylaktisch in andere – typisch männliche – Handlungsfelder aus. Außerdem, und vielleicht als Folge unzureichend sicherer männlicher Identität in der frühen Kindheit, scheint in der Adoleszenz selbst unter gut gebildeten Schülern der Druck stärker als früher zu sein, sich an stereotypen Männlichkeitsbildern zu orientieren. Das Internet und Videos mit phallisch-destruktiven und pornografisch-visuellen Spielangeboten fördern ein rigides phallisches Männlichkeitsbild.

Mit dem Rückzug der Männer aus den sekundären Sozialisationsins-

tanzen, ja aus den Beziehungsberufen allgemein, verschwindet nicht nur die Männlichkeit als solche, sondern es verschwindet auch die heterosexuelle Beziehung von Frau und Mann als ödipal-triangulierter Vorstellungsraum aus der kindlichen Erfahrungswelt.

Welche Faktoren beeinflussen die Identitätsbildung?

In der Psychoanalyse gehen wir nicht davon aus, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse automatisch eins zu eins im Innenleben des Subjekts abbilden. Wir betrachten die individuellen Schritte, mit denen sich objektive Verhältnisse über die interaktive Vermittlung von Mutter und Vater und anderen Bezugspersonen in die Erlebnisstruktur einschreiben. Der Formungsprozeß der Identität läuft über komplexere Kanäle als über die bewusst intendierten Verhaltensprägungen durch die primären und sekundären Sozialisationsinstanzen.

Der Psychoanalytiker Erik Erikson sieht den psychozialen Kontext der Identitätsbildung, betont aber auch die Bedeutung eines basalen Gefühls der Selbst-Kontinuität, wenn er schreibt: »Der Begriff Identität drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-selbst-gleich-Sein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst« (1966: 124). Das Identitätsgefühl ist auf der Grenzlinie zwischen Innen und Außen zu verorten. Erikson verweist auf die doppelte Bindung der Identität an den äußeren sozialen Gruppenformungsprozess auf der einen Seite und auf das innere Gefühl des Gleichseins.

Im Kontext der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie können wir das Gefühl des *dauernden inneren Sich-selbst-gleich-Sein* verstehen als die intrapsychische Konstanz der Selbst- und Objektrepräsentanzen. Die Gefühle – ja die Psyche insgesamt – befinden sich aber nicht in einem sphärischen Raum, sondern sind eingebettet in einen Körper. Psyche und Soma sind aufs engste verknüpft und stehen in einem permanenten, zumeist unbewussten Wechselverhältnis. Das persönliche Identitätsgefühl ist in der eigenen Leiblichkeit fundiert, was Sigmund Freud mit dem bekannten Satz *Das Ich ist vor allem ein körperliches* ausdrückt. Er hat die Psychoanalyse als eine Wissenschaft zwischen der Biologie und der Soziologie etabliert und die Persönlichkeitsentwicklung als eine Interaktion zwischen Körpererleben und Umwelterleben verstanden.

Die doppelte Bindung an das Körperbild und an die Repräsentanzen der Objekterfahrungen spielt bei der Bildung der Geschlechtsidentität die zentrale Rolle. Dabei geht es auch um die Aneignung des sexuellen Körpers und um die Besetzung von Phallizität und Rezeptivität, von Aktivität und Passivität. Die Geschlechtsidentität bildet sich im Lebenslauf im dialektischen Wechselspiel von Körper- und Beziehungserfahrungen, von Innenwahrnehmungen und Außenanforderungen.

Mit der so an das Körpererleben gebundenen Geschlechtsidentität betrachten wir die Subjektentwicklung sowohl geformt aus den sozialen Verhältnissen als auch aus den biologisch fundierten Einschreibungen des Körpererlebens. Der Mensch ist ein Natur- und Kulturwesen. Die körperlich und psychisch eingravierten Repräsentanzen sind das Reservoir, aus denen sich die individuell einzigartigen bewussten und unbewussten Phantasien bilden, die wiederum prägend auf unsere Weltwahrnehmung und Persönlichkeitsbildung Einfluss nehmen. Insgesamt bildet also das Wechselspiel von drei Erfahrungsfeldern das je einzigartig individuelle Identitätsgefühl: die Körperlichkeit, die soziale Interaktion und die unbewusste und bewusste Phantasie.

Welche Faktoren beeinflussen die männliche Geschlechtsidentität?

Betrachten wir die Geschlechtsidentität, so ist schon im Begriff selbst die Bindung an den sexuellen Körper hervorgehoben. Die Soziologie und der Feminismus haben das Geschlecht durch das englische »Gender« ersetzt, was die Bedeutung der Körperlichkeit der Vormachtsstellung sozialer Konstruktionen unterordnet. »Gender ohne Sex« nennt Reimut Reiche (1997) nicht ohne ironischen Unterton seine Schrift zur Gendereuphorie des Feminismus. Er würdigt dabei in kritischer Diktion das komplexe Identitätsmodell von Robert Stoller (1968). Stoller unterscheidet zwischen biologischem Geschlecht (sex), Kern-Geschlechtsidentität (core gender identity, zu der das Geschlechtsbewusstsein gehört) und Geschlechtsrollen-Identität (gender role identity, zu der die sexuelle Orientierung gehört). Die drei Aspekte der Identität legen sich quasi wie konzentrische Kreise umeinander.

Klinische Erfahrungen zeigen immer wieder, dass männliches Sicherheitsgefühl viel stärker als bei Frauen und Mädchen durch eine homologe Geschlechtsrollen-Identität abgestützt werden muss. Salopp gesagt: Der

Junge und der Mann haben tendenziell größere Angst, ihre Männlichkeit zu verlieren, als das bei Mädchen oder Frauen zu beobachten ist. Dies hat möglicherweise mit einer stärkeren gesellschaftlich geprägten Typisierung von Männlichkeit zu tun, die sich unter anderem auch in der Kleidung zeigt: Frauen können Hosen und Röcke anziehen, Männer nur Hosen. Die typisch männliche enge Bindung der Geschlechtsidentität an die Geschlechtsrolle ist wahrscheinlich mit verantwortlich dafür, dass Männer weitaus weniger flexibel erscheinen als Frauen. Sie sind in höherem Masse damit beschäftigt, ihre männliche Identität über typisierte Rollenzuschreibungen zu sichern. Ein in den letzten Jahren zu beobachtender Körperkult junger Männer, der in manchen Aspekten an traditionell weibliche Körperinszenierungen erinnert, scheint vornehmlich auf ökonomischen Interessen bestimmter Branchen zu beruhen und nur eine kleine Gruppe tatsächlich zu erreichen.

Welche Probleme hat der Mann in der Moderne mit seiner Geschlechtsidentität?

Die Vorrechte des Patriarchats haben dem einzelnen Mann lange Zeit die Sicherung männlicher Identität kollektiv abgenommen. Durch die feministische Infragestellung, durch weit fortgeschrittene Individualisierungsprozesse mit einer gesellschaftlichen Aufwertung von traditionell weiblichen Beziehungskompetenzen auch im Beruf (soft skills), werden der kleine und der große Mann vor die Aufgabe gestellt, seine Geschlechtsidentität individuell abzusichern. Dies führt gerade bei denjenigen, die über geringe Bildungsressourcen verfügen, tendenziell zu Einengungen der Identität und zum trotzigen Behaupten von Männlichkeit. Die einfachste Art der Identitätssicherung, die gerade in Krisensituationen eingesetzt wird, ist der Rückzug auf biologische Grundkonstanten sowie die kollektive Abgrenzung vom Nicht-Gleichen, d. h. vom Weiblichen wie vom Fremden. In der Identitätskrise der Adoleszenz begegnen uns die Versuche der Stabilisierung männlicher Identität in triebaufgeladenen Peergroups, die vor allem in der aggressiven Abgrenzung vom Unmännlichen, vom Weiblichen, vom Homosexuellen, vom Fremden gesucht wird. Die Sicherung der labilen phallisch-männlichen Potenz wird durch Abgrenzung und Überkompensation versucht. Schon Freud hat die ausgeprägte Veränderungsresistenz des Mannes im analytischen Prozess in dessen Ablehnung der Weiblichkeit erkannt: »Aus der trotzigen Überkompensation des Mannes leitet sich einer

der stärksten Übertragungswiderstände ab« (1937: 98). In Psychoanalysen mit Männern wird verstehbar, dass hinter dieser Abwehr sich vor- oder unbewusste Weiblichkeitsvorstellungen, homosexuelle Wünsche oder Neid auf das Fremde verbergen können.

Der Bildungsprozess männlicher Identität ist weitaus empfindlicher als dies in Zeiten patriarchaler Selbstverständlichkeiten vermutet werden konnte. Die Autoren dieses Buches möchten aus unterschiedlichen Blickwinkeln mehr Licht auf die Männlichkeit in der Moderne werfen. Gemeinsam ist ihnen das psychoanalytische Verständnis, dass eine reife Geschlechtsidentität eine bisexuelle Grundlage hat, die vor allem im Beziehungsprozess der frühen Jahre mit Mutter und Vater entfaltet und geformt wird. Eine stabile männliche Identität braucht die eigene Weiblichkeit nicht zu fürchten. Im Gegenteil: Eine reife männliche Geschlechtsidentität basiert auf dem im Körperbild verankerten sicheren Gefühl der Konstanz der eigenen phallischen Geschlechtlichkeit, welche gleichzeitig die Integration von männlichen und weiblichen Objektrepräsentanzen in das Selbstbild ermöglicht. Dies beinhaltet die Fähigkeit, auf der Ebene der Geschlechtsrollenidentität flexibel zwischen weiblich und männlich konnotiertem Verhalten hin und her changieren zu können, ohne dass die Geschlechtsidentität infrage gestellt wird.

Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit den Erkundungen von Männlichkeit und den Krisen der männlichen Identität in der Entwicklung vom kleinen Jungen bis zum alten Mann.

*Frank Dammasch* zeigt anhand einer Skizze der männlichen Entwicklung und anhand psychoanalytischer Behandlungsvignetten die Schwierigkeiten des Jungen auf, das Männliche und das Weibliche zu integrieren. Die Angst vor dem Verlust der phallischen Männlichkeit in einer weiblich dominierten Kindheit sieht er als zentralen unbewussten Hintergrund für die Ruhelosigkeit vieler Jungen in der Moderne.

*Hans Hopf* zeigt anhand eigener psychoanalytischer Studien auf, wie die Besetzung der Motorik und die Beziehungsabgewandtheit sich auch in den Traumbildern von Jungen widerfinden lassen. Während Mädchen eher Beziehungsträume haben, sind die inneren Bilder von Jungen eher durch philobatische Inhalte gekennzeichnet.

*Heribert Bläß* greift den auffälligen Rückzug vieler Männer aus Berufen auf, in denen die Beziehung eine wichtige Rolle spielt, und diskutiert in diesem Zusammenhang die sogenannten männlichen und weiblichen Anteile in der professionellen Beziehungsarbeit.

*Josef Christian Aigner* berichtet über ein Projekt, das den Rückzug der Männer aus pädagogischen Berufen untersucht, und weist auf die Bedeutung von Erziehern in Kindertagesstätten und Grundschulen für die Entwicklung der Jungen hin.

*Hans-Geert Metzger* thematisiert die Scheu vieler Männer, Vater zu werden, und sieht einen wichtigen Grund dafür in der Einordnung in die Generationenabfolge bei der Geburt eines Kindes, die die Männer mit ihrer Endlichkeit konfrontiert und daher Abwehrprozesse auslösen kann.

*Eike Hinze* beschreibt den Wechsel männlicher Identitätsmerkmale in der westlichen Welt während der letzten Jahrzehnte.

*Martin Teising* beschreibt die Schwierigkeiten von Männern mit einer phallisch-narzisstisch ausgeprägten Geschlechtsidentität im hohen Lebensalter.

*Nils Döller* und *Mirjam Weisenburger* haben sich als Nicht-Psychoanalytiker dem Zusammenhang von Männlichkeit und Aggression gewidmet. Sie geben einen skizzenhaften Überblick über psychoanalytische Grundlagentheorien und betonen die Bedeutung des Vaters gerade bei der Integration libidinöser und aggressiver männlicher Anteile in das Selbst des Jungen.

*Ilka Quindeau* entwickelt aus der Reflexion psychoanalytischer Theorien zur Männlichkeit und Weiblichkeit einen hoffnungsvollen Ansatz, wie Männlichkeit und Weiblichkeit sich zu einer reifen Identität verbinden können.

Die klassische Arbeit von *Ralph Greenson* ist in der bisher schmalen psychoanalytischen Diskussion von Männlichkeit ein essentieller Beitrag. Während Freud davon ausging, das Selbstbild des kleinen Kindes sei männlich, betont Greenson die frühe Mutterbeziehung und die Notwendigkeit des Jungen, sich von diesem frühen Weiblichkeitsbild zu desidentifizieren, um männlich werden zu können.

Greenson modifizierend und präzisierend stellt *Michael Diamond* die Wurzeln männlicher Identität aus heutiger psychoanalytischer Perspektive dar und schildert ihre Veränderungen im Lebenslauf. Diamond ist wohl derzeit der international führende Autor zu Fragen männlicher Identität. Wir

sind froh, einen Beitrag von ihm in diesem Band erstmals in deutscher Sprache publizieren zu können.

Fast alle Beiträge basieren auf langjährigen klinischen Forschungserfahrungen zur Erkundung von Männlichkeit. Sie möchten die Diskussion um Männlichkeit anregen, indem sie die Geschlechtsdifferenz wieder als einen wichtigen Baustein menschlicher Identitätsbildung in den Vordergrund rücken.

## Literatur

Erikson, Erik (1966): Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Freud, Sigmund (1937): Die endliche und die unendliche Analyse. GW XVI. Fischer, Frankfurt a. M.

Reiche, Reimut (1997): Gender ohne Sex. Psyche, 51. Jg.: 926-957

Stoller, Robert (1968): Sex and Gender. Vol. 1: The development of masculinity and femininity, Aronson, New York.

*Frank Dammasch*

## DIE ANGST DES JUNGEN VOR DER WEIBLICHKEIT

### Gedanken zu den Klippen männlicher Identitätsentwicklung

#### Einleitung

Seit den 1970er Jahren gibt es eine intensive Förderung der sozialen und pädagogischen Entwicklungsmöglichkeiten von Mädchen und Frauen. Pädagogik, Bildungswissenschaft und Politik haben die Förderung des Mädchens, das lange Zeit in Schule und Gesellschaft als benachteiligt galt, berechtigterweise in den Vordergrund geschoben. Dies führte zu zahllosen geschlechtsspezifischen Förderprogrammen in außerschulischen und schulischen Bildungsinstitutionen. Betrachtet man die ökonomischen, wissenschaftlichen und politischen Eliten, so scheinen auch heute noch die Vertreter des männlichen Geschlechts die Erfolgreichen und Mächtigeren in den modernen Gesellschaften. Sowohl bei den Nobelpreisträgern, den Professoren, den Politikern als auch in der Wirtschaftselite dominiert weiterhin das männliche Geschlecht. Die geschlechtsspezifische Dominanz in der älteren Generation wirkt nach wie vor so überwältigend, dass die inzwischen dokumentierten gesundheitlichen, bildungsbezogenen und psychosozialen Problemlagen der nachwachsenden männlichen Generation es schwer haben, in gesellschaftspolitisches Denken und Handeln einzugehen. Die aktuelle Datenlage aus PISA, IGLU und dem Bildungsbericht des Bundes zeigen übereinstimmend, dass Schüler ihren Mitschülerinnen signifikant unterlegen sind. Jungen werden später eingeschult als Mädchen, bleiben schon in der Grundschule häufiger sitzen, bekommen seltener eine Gymnasialempfehlung, sind in Haupt- und Sonderschulen erheblich überrepräsentiert. Auch die lange geltende Erklärung, der Junge sei ein schulischer Spätentwickler, lässt sich statistisch nicht mehr stützen. Schließlich gibt es nur noch 43% männliche Abiturienten, die zudem durchschnittlich schlechtere Noten aufweisen als ihre Klassenkameradinnen. Insbesondere die Lese- und



Sprachkompetenz der Jungen lässt zu wünschen übrig und wird auch nicht, wie gerne behauptet, durch deren nur noch minimalen Vorsprung in Mathematik und Naturwissenschaften ausgeglichen (vgl. Diefenbach 2008). Entsprechend werden die harten Numerus-Clausus-Studienfächer, die sich mit menschlichen Beziehungen und Fürsorge befassen (Medizin, Psychologie, Soziale Arbeit), immer ausgeprägter zu weiblichen Domänen.

Neben der nun offensichtlich gewordenen schulischen Leistungsmisere bleibt nach wie vor eigenartig unbeachtet, dass schon seit langem die biopsycho-soziale Entwicklung der Jungen stärker konfliktanfällig ist als die der Mädchen. Bei beinahe allen Störungs- und Krankheitsbildern der Kindheit haben wir eine signifikante Geschlechterkomponente zuungunsten des männlichen Geschlechts. Vom Autismus, ADHS bis zu aggressivem und gewalttätigem Verhalten und Süchten sind 70 bis 90% Jungen betroffen. Meist werden die externalisierenden Störungen dem männlichen und die internalisierenden Störungen dem weiblichen Geschlecht zugeordnet. Aufgrund einer höheren Inanspruchnahme psychotherapeutischer Angebote durch weibliche Jugendliche und Frauen gehen Psychotherapeuten von einer erhöhten weiblichen Konflikthaftigkeit nach der Pubertät aus. Auch Psychoanalytiker haben in der Regel mehr weibliche als männliche Patienten auf der Couch liegen. Überblickt man allerdings auch andere soziale Felder bzw. soziale Hilfeinrichtungen, z. B. Jugendämter, Erziehungshilfen, Gefängnisse, medizinische Notfallambulanzen, so wird klar, dass die relativ geringe Zahl der aktiv hilfesuchenden männlichen Jugendlichen und Erwachsenen weniger ein Beleg für ihre bessere Gesundheit und psychische Stärke ist als vielmehr ein Beleg für mangelnde Krankheitseinsicht und fehlende aktive Gesundheitsvorsorge (vgl. Hinz 2008). Die mangelnde Anerkennung eigener Schwächen, Konflikte und Krankheiten begleitet die männliche Entwicklung bis ins hohe Alter (vgl. Teising in diesem Buch).

Offensichtlich sind Jungen und Männer weniger als Mädchen und Frauen dazu in der Lage, helfende Beziehungen für sich zu suchen und förderlich zu nutzen. Dies wird unter Soziologen gerne unter dem Begriff gesellschaftlich geprägter Männlichkeitskonstruktionen verbucht, die es nicht erlauben, Schwäche und Bedürftigkeit zu integrieren. Dabei hat gerade eine Studie von Gahleitner (2008) gezeigt, dass spürbare Verbesserungen im Verarbeitungsprozess von Traumata dann eintreten, wenn Kinder und Jugendliche in die Lage versetzt werden, die eigentlich gegengeschlechtlichen Strategien

zu ergreifen, wenn es also Jungen z. B. gelingt, authentisch über ihre Gefühle zu reden.

Meiner klinischen Beobachtung nach fällt es Jungen allerdings sehr viel schwerer, klassisch den Mädchen zugeschriebene Bereiche wie soziale Kompetenz, Empathiefähigkeit und Sprachfähigkeit in eine intensive Beziehung einzubringen. Schon Freud hat die ausgeprägte Veränderungsresistenz des Mannes im analytischen Prozess in dessen Ablehnung der Weiblichkeit erkannt: »Aus der trotzigen Überkompensation des Mannes leitet sich einer der stärksten Übertragungswiderstände ab.« (1937: 98) Die feministisch geprägte Psychoanalytikerin Nancy Chodorow bringt die wahrnehmbare Geschlechtsdifferenz auf den Punkt: »Das grundlegende weibliche Selbstgefühl ist Weltverbundenheit, das grundlegende männliche Selbstgefühl ist Separatheit.« (1985: 220)

Dies führt zur These, die ich als Ausgangspunkt meiner Argumentation nehmen möchte: Jungen sind in größerem Ausmaß als Mädchen mit dem Aufbau und der Sicherung ihrer männlichen Identität beschäftigt. Weil Jungen ihre männliche Identität häufig über die Abgrenzung von der Weiblichkeit sichern müssen, führt dies zu unflexiblen Verhaltens- und Denkweisen.

## Reife Geschlechtsidentität

Sigmund Freud ging auch aufgrund seiner biopsychologischen Forschungen davon aus, dass die Biologie wie die Psychologie des Menschen bisexuell sei. Er hat uns gelehrt, dass der »Mensch ein Tierwesen von unzweideutig bisexueller Anlage ist« (1930: 465). Allerdings trachte der Mensch zwar danach, männliche und weibliche Triebwünsche zu befriedigen, dennoch könnten sie bezogen auf ein Sexualobjekt einander stören, wenn es »nicht gelingt, sie auseinander zu halten und jede Regung in eine besondere, ihr angemessene Bahn zu leiten« (466). Freud verband den Begriff »männlich« mit Aktivität und den Begriff »weiblich« mit Passivität. Wobei Freud männlich und weiblich als kategoriale Begriffe verwendete eingedenk der Tatsache, dass in den real existierenden Frauen und Männern beide Triebanteile in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen vorkommen.

Freuds triebtheoretisches Konzept der Bisexualität möchte ich verbunden

mit der Objektbeziehungspsychologie zur theoretischen Bestimmung einer reifen Geschlechtsidentität definatorisch so weiterentwickeln: Eine reife Geschlechtsidentität basiert auf dem im Körperbild verankerten sicheren Gefühl der Konstanz der eigenen Geschlechtlichkeit, welche gleichzeitig die Integration von männlichen und weiblichen Objektrepräsentanzen in das Selbstbild ermöglicht. Das beinhaltet die Fähigkeit des Subjekts, auf dem Fundament eines sicheren eigenen Körperbildes und geschlechtsspezifischer Triebausrichtungen flexibel zwischen weiblichen und männlichen Repräsentationen und Wünschen hin und her changieren zu können. Intrapyschische Flexibilität und Selbstreflexivität basieren folglich auf der Fähigkeit, zwischen männlichen und weiblichen Perspektiven, genauer gesagt: zwischen väterlichen und mütterlichen Repräsentanzen hin und her changieren zu können. Das heißt: Eine flexible reife Geschlechtsidentität ist auch das Produkt verinnerlichter genügend guter triangulärer Erfahrungen in der Kindheit. Reife Geschlechtsidentität, die die menschliche Bisexualität anerkennt, basiert auf gelungener Triangulierung (vgl. Dammasch 2008a).

## Das männliche Problem mit der reifen Geschlechtsidentität

Die Entwicklung zu einer geschlechtersensibel konzipierten reifen Geschlechtsidentität scheint offensichtlich für den Jungen und vielleicht für den Mann allgemein ein schwierigeres Unterfangen zu sein als für das Mädchen. Während Freud das Sträuben des Mannes »gegen seine passive oder feminine Einstellung« auf der Basis der ödipalen Kastrationsangst nur in der Beziehung zu einem anderen Mann (dem männlichen Vater-Analytiker) erkannte (1937: 97), können wir mit Blick auf die moderne Kindesentwicklung von einem allgemeineren Phänomen ausgehen. Das Sicherheitsgefühl in bezug auf die Konstanz der eigenen Geschlechtszugehörigkeit erscheint bei Jungen oft labil. Sozialpsychologisch habe ich dies an anderer Stelle (2008b) auch damit begründet, dass der Diskurs der sozialen Erwünschtheit in den ersten zehn Lebensjahren innerhalb und außerhalb der Familie zunehmend von Frauen und deren Idealvorstellungen geprägt wird. Hier nun möchte ich mehr aus der entwicklungspsychologischen Perspektive der Frage nachgehen, warum sich viele Jungen den bisexuellen oder androgynen

Identitätsentwürfen verweigern, wie sie von einer feministisch geprägten weiblichen Pädagogik gerne gefördert werden.

Ralph Greenson (in diesem Band: 151) ist der Meinung, dass sich »Männer ihrer Männlichkeit weit unsicherer sind als Frauen ihrer Weiblichkeit«, was er auch aus der Beobachtung ableitete, dass in seiner Studie über Transsexuelle es mindestens dreiviertel Männer waren, die sich operativ das Geschlecht umwandeln lassen wollten.

Greenson war einer der ersten, der Freuds Entwicklungstheorie, dass das Kind dem aus Beobachtungen herrührenden Mythos unterliege, der Mensch sei eigentlich männlich und in Folge dessen die Anwesenheit oder Abwesenheit des Penis konstitutiv für die Geschlechtsentwicklung ist, widersprach. Greenson behauptet, dass aufgrund der frühen primären Mutterbeziehung der Junge ebenso wie das Mädchen ein weibliches Selbstbild habe und er zum Erwerb der männlichen Geschlechtsidentität »die Identifizierung mit der Mutter beenden und sich mit einer männlichen Person identifizieren« (154) müsse.

Aus meiner kinderanalytischen Praxis kann ich Greensons Beobachtung, dass Jungen einen schwierigeren und unsicheren Weg bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität zurücklegen müssen, bestätigen. Allgemein sind Jungen häufig – und unruhige bzw. aggressive Jungen fast ausschließlich – mit der psychosozialen Sicherung ihrer männlichen Identität beschäftigt. Dabei ist zu beobachten, dass bei Jungen anders als bei Mädchen die Geschlechtsidentität sehr eng mit der Geschlechtsrollenidentität verknüpft ist. Ein Junge glaubt, er sei nur ein Junge, wenn er sich wie ein Junge verhalte. Er muss Jungenkleidung tragen, Jungenspielzeuge nutzen, die Motorik sportlich besetzen, rivalisieren, kämpfen und phallische Spielzeuge benutzen, um sich seiner Männlichkeit zu versichern. Spiele oder Kleidungen, die nur entfernt etwas mit Mädchenhaftigkeit zu tun haben, sind für ihn Hexenwerk. Selbst wenn einzelne Jungen ihre Identitätsentwürfe anders gestalten, so kann der Integrationsdruck der männlichen und weiblichen Gruppe spätestens in der Adoleszenz erhebliche Ausmaße annehmen. Allerdings wäre es ein Irrtum, die Konstruktion männlicher Identität nur auf den Einfluss der sozialen Umwelt und dessen bewusster oder unbewusster Geschlechtsstereotypenbevorzugung zu reduzieren.

In soziologischen oder pädagogischen Diskursen wird traditionell die Bedeutung des Körperbildes und der Psychosexualität in der Persönlich-

keitsentwicklung vernachlässigt. Dabei wird kurzschlüssig das psychosoziale Selbst systematisch mit dem psychosexuellen Selbst als identisch behauptet. Dabei könnte eigentlich auffallen, dass gerade Jungen, die in einem weiblichen Biotop (vgl. Guggenbühl 2008) aufwachsen, die alleine mit pazifistischen und die Geschlechtsneutralität betonenden Müttern leben und die in Kindergärten und Schulen gehen, in denen weibliche Interaktionsmuster gefördert werden, zwar durchaus über eine hohe soziale Kompetenz verfügen können, aber häufig gleichzeitig stark mit männlich phallischen und destruktiv zerstörerischen Themen beschäftigt sind. Die Anpassung an die weiblichen Interaktionsmuster bleibt dann nur oberflächlich, was sich oft erst in der Adoleszenz und bei der Bildung einer reifen sexuellen Identität zeigt. Sprachlich versierte Jungen können direkt formulieren, wie körperlich konkret sie das Weibliche in sich selbst fürchten.

*Der elfjährige Jonas wohnt bei seiner alleinerziehenden Mutter und macht eher einen femininen Eindruck, hat gleichzeitig ausgeprägte destruktive Köpfungs- und Zerstückelungsphantasien, die er in filigranen Bildern darstellt, die an Hieronymus Bosch erinnern. Jonas spielt in der Schule gerne Theater. Auch die Idee, zum Film zu gehen, spielt bei ihm eine Rolle. Ich frage ihn, ob er beim Film Schauspieler werden möchte. Entrüstet schaut er mich an: »Niemals.«*

*Ich bin etwas überrascht über seine Vehemenz, frage ihn, warum.*

*Da müsse er ja auch Frauenrollen spielen.*

*»Ja, und, was ist daran so schlimm?«*

*»Da muss ich ja einen Rock anziehen!«*

*»Ja, und was ist daran so schlimm?«, frage ich ihn.*

*»Also vom Kopf her finde ich das eigentlich nicht so schlimm, aber vom Gefühl her, hier im Bauch, das geht nicht, ich kann kein Mädchen spielen, ich bin doch ein Junge.«*

*Ich sage: »Mädchen geht es meistens anders.«*

*»Ja, total, denen macht es Spaß, Jungen zu spielen, die freuen sich total darauf. Aber ich könnte das nie.«*

Wir sehen hier, wie Jonas scheinbar ohne Not in dem eigentlich geschlechtsneutralen Beruf Schauspieler gleich die Gefahr erkennt, seine Männlichkeit aufgeben zu müssen und sich dem Weiblichen, dem Rock, anpassen zu müssen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird deutlich, dass Jonas mit dem